



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geht, welche Frankl als Auszüge „Aus den Gedebbüchern am Sand“ an die Spitze des Büchleins stellt. Aber die Bemerkung R. Th. Heigels (Neue histor. Vortr. u. Auff. 1883, S. 221): „Hofer und seine Freunde sind nicht deutsche Helden; der Gesichtspunkt, daß es sich um deutsche Ehre handle, war ihnen völlig fremd,“ findet ihre Bestätigung in dem schönen Volksliede, welches S. 110 mitgeteilt wird: „Ach Himmel, es ist verspielt“ — einem echt historischen Liede, welches wahrhaft und den Thatsachen getreu in jedem Worte ist, die politische Stimmung und den gläubig-frommen Geist des kämpfenden Volkes so treffend wiedergiebt, daß kein Künftdichter es besser vermöchte. Da fehlt aber jeder Ausblick auf die allgemeine deutsche Not: nur von Tirol und Kaiser Franz, der den Hofer „verlassen ganz,“ ist die Rede. Es ist die Klage des Gefangenen über seinen Tod und dessen Ursache: „Mich General vom Land, den führen sie ih gefangen, meinen harten blutigen Schweiß hat man nicht angenommen; sie führen mich aus dem Land mit größtem Spott und Schand.“ Das Volk wußte doch sehr gut, wie „die großen Herrn im Land“ mit ihm verfahren sind.

Den Gedichten sind angehängt Aktenstücke aus dem Prozesse, welcher auf höchstleine Initiative des Kaisers Franz den braven Offizieren gemacht wurde, die am 9. Januar 1823 die Gebeine Hofers in Mantua heimlich ausgegraben und nach Tirol gebracht hatten — bekannte Dinge. Höchstens daß man durch die ganze ausführlich mitgeteilte Verhandlung mit einigem Vergnügen die edle Gesinnung der mit der Führung des Prozesses betrauten Persönlichkeiten hinter all dem büreaukratischen Schwulst beobachten kann. Es war keine Kleinigkeit, den Kaiser zu überzeugen, daß da kein strafwürdiges „Verbrechen“ vorlag. Aber, wie gesagt, auch dies war bekannt. Dies also das neueste Hoferdenkmal „im Liede.“



Literatur.

Über die Beziehungen Chr. Garves zu Kant nebst mehreren bisher ungedruckten Briefen Kants, Feders und Garves. Von Dr. Albert Stein. Leipzig, Denike, 1884.

Seit der Ruf: Zurück zu Kant! maßgebend für die philosophischen Bestrebungen geworden ist, erscheinen von Jahr zu Jahr Schriften, die zum Verständnis der Kantischen Philosophie beitragen wollen, das Anfechtbare daran bescheidenlich ins Licht stellen, das Bleibende und Unwiderlegliche mutig verteidigen. Dieser schon stattlichen Reihe monographischer Veröffentlichungen schließt sich auch die vorliegende, mit großem Fleiß und klarem Urteil ausgearbeitete Schrift an. Der Verfasser hat sich die Doppelaufgabe gestellt, eine „gerechtere Würdigung“ des wenig gelesenen und oft falsch beurteilten Popularphilosophen Garve (gestorben 1798 in Breslau) und einen „Beitrag zur Geschichte des Kantischen Kritizismus“ zu liefern. Irrren wir nicht, so war das zweite wohl die Hauptaufgabe, die eigentlich den Verfasser zur Arbeit trieb, das erste folgte dann von selbst nebenher. Früher hatte ein Beurteiler (R. G. Schelle) Garve einer „fast beispiellosen“ Blindheit Kant gegenüber beschuldigt, ein anderer (E. F. Vogel) ihm unter den Beurteilern und Gegnern Kants die größte „Unbefangenheit, Ruhe und Umsicht“ zugeschrieben. Stein zeigt — und damit dürfte die Sache für immer abgeschlossen sein —, daß die Wahrheit in der

Mitte zwischen jenen beiden Urteilen liegt, daß Garbe bei seiner dogmatisch-moralisierenden und rationalisierenden Richtung „zwar kein besonders tiefer, wohl aber ein scharfsinniger Beurteiler“ Kants gewesen ist.

Die Darlegung der von Garbe an der „Kritik der reinen Vernunft“ und andern Schriften Kants geübten Kritik im einzelnen, wobei Stein, nach vorausgeschickter Übersicht über die Garbesche Darstellung im allgemeinen, zuerst die von Garbe anerkannten Vorzüge, dann die von ihm erhobenen berechtigten und unberechtigten Einwürfe vorführt, diese Darlegung des zweiten Teils unsrer Schrift dürfte nur für die eigentlichen Kantstudium betreibenden durchgehend von Interesse sein, die allesamt dem Verfasser für seine sorgsame Arbeit Dank wissen werden; wer aus dem weitem Publikum Aufklärung über die Kantische Philosophie, einerseits das Haltbare und andererseits das noch Schadhafte an ihr sucht, wäre auf andre Schriften zu verweisen. Aber von allgemein literarischem Interesse ist der erste Teil, worin die äußern Beziehungen Garbes zu Kant erörtert werden.

Als 1781 Kants „Kritik der reinen Vernunft“ erschienen war, befand sich Garbe, der nach nur kurzer akademischer Thätigkeit in Leipzig als Privatgelehrter in Breslau lebte, gerade von da aus auf Besuch in Göttingen bei Feder, dem Redakteur der „Göttinger gelehrten Anzeigen.“ Feder übergab das eben erschienene Kantische Hauptwerk seinem Gast Garbe mit dem Auftrage, eine Rezension desselben für sein Journal zu schreiben. Garbe machte sich sofort an das Studium, wobei er, der Popularphilosoph, offenherzig gestehen mußte: „Wenn ich diese Schrift geschrieben hätte, wäre ich von Sinnen gekommen,“ und schickte später von Leipzig aus die versprochene Rezension an Feder ein. Diesem erschien sie zu lang, und er, der Kants Werk garnicht gelesen, der nur aus flüchtigen Andeutungen andrer etwas darüber wußte, arbeitete auf gut Glück Garbes Manuskript um, indem er nur „einige Phrasen“ aus ihm beibehielt, die nach Garbes eigener Berechnung nicht den zehnten Teil seiner Arbeit, aber auch nicht den dritten Teil des gedruckten Artikels ausmachten, sodas also neun Zehntel unterdrückt und zum Rest noch über zwei Drittel von Feder selbst hinzugethan wurden. So entstand jene überberühmte Göttinger Rezension, über die Kant in einem Anhange zum seinen „Prolegomena“ („Probe eines Urteils über die Kritik, die vor der Untersuchung vorhergeht“) den Stab brechen mußte. Das führte nun weiter zu einem Briefwechsel zwischen Garbe und Kant, aus dem Stein mit Unterstützung der beiden Oberbibliothekare, des Dr. Reide in Königsberg und des Dr. Markgraf in Breslau, das erste Schreiben Garbes vom 13. Juli 1783, die Antwort Kants vom 7. August 1783 und noch ein späteres Schreiben Kants vom 21. September 1798 zum erstenmal durch den Druck veröffentlicht.

Dieser Briefwechsel ist lehrreich in bezug auf die Weise, wie mitunter eine Aufficht erregende Rezension eines Werkes zustande kommt, zeigt aber weiter, wie zwei edel denkende Männer, in ihrem wissenschaftlichen Streben, ihren Ein- und Ansichten von Grund aus verschieden, in persönlicher Hochachtung trotz vorhergegangener, von beiden unverschuldeter Irrung sich die Hand der Freundschaft reichen. Es war ja längst bekannt, was es mit jener Rezension für eine Verwandtnis gehabt hat (vergl. z. B. Überwegs Geschichte der Philosophie bei Anführung der „Prolegomena“), aber der ganze Hergang der Sache ist nun mit den eignen Worten der Beteiligten durch Stein aufgeklärt worden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.